

# Des Hauses Stolz.

Roman von M. Lorenz.

(9. Fortsetzung.)

„Eilen Sie, Herr Oberleutnant, und requirieren Sie so schnell als möglich in Parkbamm einen Krankenwagen; ohne einen solchen stehe ich bei dem Oberstabsarzt und Regimentsarzt Dr. Quandt.“

Herr von Weller warf einen erlaubnisheissenden Blick auf den Grafen: „Alles, was hier Hilfe schaffen kann!“ sagte er und legte ein kleines Kissen das er zusammengekauert in der Satteltasche bei sich gehabt hatte, behutsam unter des Generals Haupt.

Ernst Fibus kniete neben dem Baler.

„Halten Sie seinen Kopf möglichst hoch, Herr Leutnant.“ befahl der Oberstabsarzt. „Wir wollen sehen, ob wir ihn hier zur Ader lassen können, denn wenn es länger als eine Stunde dauert, bis wir ihn fortschaffen können, ist es zu spät!“

Der Unterarzt, der Stabsarzt und zwei Heilgehilfen waren zur Stelle.

Der Sohn hielt den Vater in seinen Armen, der Oberstabsarzt nahm die Instrumente ... ein kurzer Ruck ... das Blut strömte ... die Ader verbanden ... und der Kranke röchelte leise, aber regelmäßig.

Die Truppe mußte weiter, der Oberst Graf Gühlow befahl aber, daß die Kräfte und ein Heilgehilfe dableiben, ferner der Sohn des Kranken und vier Mann, die eventuell tragen helfen sollten, selbstredend mußte auch die Stabsordonnanz und der Bursche des Generals zur Stelle bleiben.

Dann rückte das Regiment ab. Das Dröhnen der vielen Tritte auf dem hartgetroddelten Boden gab eine Erschütterung, Ernst spürte sie in seinen haltenden Armen, der Unterarzt sprang hinzu.

„Um Gotteswillen keine Erschütterung!“ schrie der Regimentsarzt. Sachte, sachte hoben ihn die Herren in die Höhe und hielten ihn über dem Erdboden, bis die Tritte der marschierenden Truppe nicht mehr zu spüren waren.

Da kam in vollem Trab der Krankenwagen aus Parkbamm, zwei Leute begleiteten ihn und brachten Ernst Fibus eine Karte des Oberleutnants von Weller ...

„Bin zu Ihrer Frau Mutter gegangen, sie schonend vorzubereiten.“

Wie dankte Ernst ihm diesen Satz von Herzen.

Nun wurde der Kranke in den Wagen getragen, der Stabsarzt begleitete den Transport, Ernst stieg zu Pferde, die Burschen und Ordonnanzen desgleichen, dann setzte sich der Krankenwagen in Bewegung.

Jelka von Osterwitz fühlte sich zu ihrer eigenen Ueberraschung sehr wohl in Hause Hochwert.

Sie hatte durch Frau Schloviens Vermittlung eine angenehme Unterhaltung in einem Haushaltungskursus mit Weisnähnen und Schneiderei gefunden, den auch Jelka besuchte, mit welcher sie auch bald eine gewisse Freundschaft verband.

Die beiden Mädchen gingen jeden Morgen früh um 8 Uhr zu ihren Stunden und fanden auf dem Wege so viel zu schmecken und zu lachen, daß dies ein fester Kitt zwischen ihnen wurde.

Anne blieb der Schwester ihres Jugendfreundes fremder; sie ging ihren stillen Weg allein, sie arbeitete und sang, lernte und übte. Frau Schlovi sah die Freundschaft zwischen Jelka und Jelke gern, sie wußte genau, warum sie die beiden zusammenspannte. Sonntags war Herr von Weller ein häufiger Gast im fortstrahlenden Hause, dann war Jelka besessenen und ließ sich mit Seufzen und leidender Miene baldigen, aber Jelka unterließ den Fremden, fragte nach dem Prinzen und erfuhr, daß dieser noch vor seiner Hochzeit eine große Orientreise zu machen gedachte. Prinzessin Adelgunde sei ein wenig nervös, daher solle die Veratrol noch aufgeschoben werden, er, Bernhard von Weller, werde aber nicht mit auf Reisen gehen, er lasse sich ins Ministerium kommandieren und trete erst bei der Rückkehr des hohen Herrn wieder in seinen Dienst.

Daß die Hochzeit aufgeschoben worden war, gab Jelka zu denken, sie sann darauf, wie sie erfahren könne, ob der Aufschub ein Aufheben der ganzen Verbindung sein könne, und eines Sonntags fragte sie Weller, was er davon wisse.

„Gott ich offen sein, anädiges Preulein!“ fragte er. „Run, die Prinzeßin ist nicht die Frau, den Prinzen glücklich zu machen. Er hat sein Herz zu spät entdeckt und mag nicht verstanden, was ihm selber nicht mehr gehört! Er wird aber tapfer sein müssen und sich bezwingen ... die Heile soll ein Kartotikum für seine Liebe werden!“

„Sagen Sie ihm diesmal ... ich hätte ein Kartotikum gefunden, besser und nützlicher als die weiteste Reife“, erwiderte Jelka. „Ich arbeite und fülle mich befriedigt, da meine Arbeit vielen nützen soll — und daran habe ich meine Freude — und grüßen Sie den Prinzen Alexander, und wenn auch schwer ist und zuerst weh tut, seine Pflicht tun und sich selber besorgen, das ist das Beste, was der Mensch tun kann!“

An diesem Abend blieben Jelka und Weller eine Viertelstunde allein im Salon, als dann Frau Schlovi herinkam, erwartete, Anne sei wenigstens zugegen, saßen die beiden schweigend in der Fensterstube des Erkers und saßen auf die stille Straße hinab.

Als sie die Mutter gewahrten, stand Jelka auf, ging auf sie zu und sagte: „Mutter, verzeih, ich habe, glaube ich, eine Dummheit gemacht, der Herr da — sie deutete auf den Adjutanten — sucht eine Frau — ich werde die Position bei ihm annehmen, wenn du erlaubst ... denn er kann sich noch nicht mal ein Butterbrot selber streichen ... und ehe ich ihn verhungern lasse.“

Weller stand hinter dem jungen Mädchen, maß es mit glühenden, verliebten Blicken und sagte mit jener Heiligkeit, die die Folge großer Erregung zu sein pflegt:

„O Frau Schlovi ... bin ich denn willkommen? Ich habe die kleine Jelka so unheimlich lieb ... werden Sie und Herr Fortrat?“

Er hielt inne, die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

„Ich denke, wir werden, lieber Weller ... denn wir wissen es schon lange ... Ernst Fibus hat's uns im ersten Frühling gesteckt.“

„Mama!“

Jelka umschloß die Mutter, und jetzt kam auch Anne, kamen Jelka, die Kleinen, Karl ...

Noch am selben Abend wurde Jelka's Verlobung bei schäumendem Rheinwein gefeiert.

Jelka war's tief wehmütig zu Sinn.

Sie dachte an das, was sie aufgegeben, um ehelich zu bleiben, um einer edlen und reinen Fürstin keine trübe Stunde zu bereiten, und an den Prinzen, der unter der Trennung schwerer litt, wie sie selber, weil er noch nicht entfagen lernt, noch nicht sich einem anderen Willen hatte, unterordnen müssen.

Nun stand trotz aller Opfer auch noch das Aufgeben der Heirat für die arme Prinzessin Adelgunde auf dem Spiel!

Jelka wußte nur zu gut, daß diese dem Prinzen liebe und ihr Schicksal schwer ertragen würde.

Wie glücklich diese kleine, frische Jelka war! So ohne jede Komplikation, ohne ernste, schwerwiegende Hindernisse ging sie glatt als Erste durchs Ziel!

Sie war durchaus nicht schön, ein niedliches, rundes, kleines Mädchen, mit blonden Zöpfen und einem lustigen, kleinen Stumpfnäschen, aber immer gleichmäßig gut und freundlich, ohne Launen und auch ohne Ansprüche, aber doch immer sich bemüht, wer sie war. Und daß sie es verstand, sich großartig taktvoll zu benehmen, war ein Erziehungsresultat von Frau Schlovi und Fräulein Wendler.

Weller war sehr glücklich, schon der Silvesterball hatte ihm seine Gefühle klargestellt, daß er aber so schnell und so glänzend segnen würde, hatte er doch nicht zu hoffen gewagt.

Anna schrieb das frohe Ereignis in ihrer Familie an Ernst Fibus von Osterwitz. Das war am 19. Mai, jenem Tage, an dem das Regiment Viktoria nach dem Leubusplatz auf dem Osterwitz. Das war ein so trauriges Geschick für die Osterwitzs in sich bergen sollte.

Frau von Osterwitz sah nichts ahnend bei ihrem Tee.

Ihr Gatte war so früh aufgedreht, daß sie sich noch mal hingelagert hatte und sich nun gegen 10 Uhr noch beim Frühstück befand. Die alte Luise räunte das Schlafzimmer auf und wollte gerade die Betten ihres Herrn an die Luft tragen, um sie zu sonnen und zu klopfen, als es draußen klingelte.

Sie hörte das Hausmädchen öffnen und eine Männerstimme nach der gnädigen Frau fragen.

„Was, mein Mann ist ja kaum über's Weichbild der Stadt hinaus?“ fragte Frau von Osterwitz. „Hat er was vergessen?“

Keine Ahnung kündete der Frau, was ihr bevorstand.

„Rein, gnädige Frau“, sagte Luise, und trotz aller Mühe, sich zu beherrschen, stürzten ihr die Tränen aus den alten Augen, „der Herr ist mit dem Pferde!“

Frau von Osterwitz faßte sich mit einer verzweifeltten Gebärde an den Kopf:

„Laf Herrn von Weller herein!“ sagte sie tonlos.

Der Brigadadjutant erschien.

Sie ging ihm langsam entgegen.

„Lebt mein Mann?“ Weiter fragte sie nicht.

„Gott sei Dank, ja!“ sagte Weller. „So sagen Sie mir, bitte, alles, alles kann ich hören ... nun er lebt.“

Der Adjutant berichtete.

Die Heile war schuld. Der General hatte sich wohl nicht ganz gut gefühlt, daher sei ihm die Heile von Anfang an ungemütlich gewesen. Er hatte zu Weller gesagt: „Wenn ich heute nicht reiten brauchte, ich wäts braun, aber der königliche Dienst geht allem vor!“ Dann draussen zwischen den Felsen hatte er plötzlich sein Pferd pariert und gesagt:

„Gühlow, reite allein mit deinen Leuten weiter ... mir ist fatal zumute ... Weller, ich muß einen Augenblick rasten.“

Dann bäumte er sich plötzlich hoch auf ... griff ans Herz und sank mit einem unartikulierten Wschlaut vom Pferde.

Das war der Vorgang, durch den die Truppe zum Stehen gekommen war.

Frau von Osterwitz reichte dem Oberleutnant die Hand.

„Ich danke Ihnen, Herr von Weller. Wann kann mein armer Mann hier sein?“

Der Adjutant teilte das Nötige mit, dann mußte Luise ihm ein Glas eisigkalte Borsale bringen, er mußte sich auch mit einem Imbiß stärken.

Luise ordnete inzwischen die Krankenstube, ein Gartenzimmer, das ganz still hinten hinaus lag, ein breites Fenster hatte, das mitten ins Grün der Bäume sah.

Als Weller sich verabschiedete, dankte ihm Frau Manon nochmals.

„Wollen Sie ein Telegramm an meine Eltern mitnehmen?“ bat sie.

Sie setzte es auf.

„Jelka muß es auch wissen“, murmelte sie.

Aber die Mutter konnte sich nicht entschließen, der Tochter die traurige Kunde zu senden.

Weller wollte das tun, er sagte es aber nicht.

Dann ging er.

Nun erst fand Frau Manon Sammlung.

Die Nachricht hatte sie erschauert, aber nicht den ganzen, fürchterlichen Ernst der Lage.

Was sollte werden ... wenn er, der Inhalt, der Abgott ihres Lebens starb? Oh, dann ... dann durfte es nicht geschehen, daß Ernst Fibus, ihr Sohn, seine Wege ging, daß er sich unwidrig machte in ihren Augen ... und ein Komödiant wurde!

Und dann Jelka? Die gute Stellung als Hofdame hatte sie sich verschlagen ... Vermögens befaß sie nicht. Von der Witwenpension der Mutter! ... O Gott, mein Gott! Witte! — Das war für Manon von Osterwitz zu viel! Sie brach in jammervolles Weinen aus.

Schon jetzt fühlte sie sich zurückgefehrt, von aller Welt verstossen und verlassen!

Luise kam herein und bat, sie möge das Zimmer ansehen, das sie zurecht gemacht hatte.

Aber die Generalin winkte ab.

„Es wird schon ... mein!“ sagte sie. „Ach, was soll's ... mit werden ... was soll aus mir werden?“

Sie dachte nur an ihr eigenes, schweres Leid, nur an das Aufgeben alles dessen, was ihren Lebensinhalt, was ihre Freude, ihr Glück ausgemacht hatte.

Da klapperten Hufschläge, ein leises, lammaltes Rollen wurde draußen hörbar.

Frau von Osterwitz schluchzte laut auf. Sie wußte, was jetzt kommen mußte.

Und dann lag sie in ihres Sohnes Armen.

Der arme General wurde in das ruhige Gartenzimmer gebettet.

Ernst Fibus versuchte die Mutter zurückzubalten, an das Krankenbett zu eilen, sich über den Totkranken zu werfen, den die Kräfte und Sanitätsunteroffiziere vorsichtig betteten.

Luise kam hilfsbereit dabei.

„Ruhe, nur Ruhe, liebste Mutter“, flüsterte der Sohn. „Du brauchst keine Kräfte.“

„Es kommen schwere Tage ... eine anstrengende Pflege!“

Er wollte eine Schwester bestellen, die des Nachts die Wache übernahm, aber die Generalin weigerte sich.

„Ich will zu ihm!“

Sie raffte alle Kraft zusammen und eilte zur Tür, die Treppe hinauf.

„Mutter“, bat er noch einmal und legte den Arm um sie, „bleibe!“

Ein herzzerreißendes Lächeln flog über ihr verweintes Gesicht.

„Laf mich, ich habe die guten Zeiten ja mit ihm geteilt ... ich will die bösen auch ungeteilt mit ihm tragen!“

Als sie in das Zimmer trat, erhob sich der Stabsarzt, der neben dem Lager gefesselt hatte, und verbeugte sich tief.

Sie reichte ihm schweigend die Hand.

Bei dem Anblick des geliebten Galtens drohten die Kräfte sie wieder zu verlassen, aber mit aller Gewalt riß sie sich zusammen.

Sie hörte aufmerksam auf die Anordnung des Arztes, sah, wie der eine Lazarettgehilfe den Eisumschlager erneuerte, und nahm den Platz am Besuche des Gemahls mit stiller Festung ein.

Ernst Fibus hatte noch viel zu tun, erst galt es, sein Urteilsvermögen einzureichen, dann aber schrieb er an den Großvater, an Jelka, zuletzt an Anne.

In der Stadt hatte sich die Nachricht von der Erkrankung des Generals rasch verbreitet. Durch den Krankenwagen und die zurückkehrenden Kräfte war man zuerst aufmerksam geworden, und auch im Hause des Grafen Gühlow erfuhr man durch den Oberleutnant Weller, was geschehen war.

Regina von Kott war die erste, die ins Generalshaus ging, sich persönlich nach dem Unfall zu erkundigen.

Sie trat gerade ins Portal, als Ernst Fibus, zwei Briefe in der Hand, herauskam.

Wo war sein Groll, wo all das Mißtrauen, mit dem er vor etwa zehn Stunden aus dem Tor geschritten war?

Regina reichte ihm still die Hand.

„Armer Freund, Gott helfe Ihnen!“ sagte sie warm.

Dann bot sie sich zu jedweder Hilfsleistung an.

Daß sie die Generalin nicht sprechen konnte, war ihr erklärlich, und plötzlich sagte sie:

„Ich werde mich bei Ihnen im Salon installieren, denn es werden unzählige Besucher kommen; empfangen und abgefertigt wollen sie alle sein. Ihre Mutter ist bei dem Kranken nötig, Sie werden auch nicht in der Stimmung sein, sich mit den gleichgültigen Leuten eingehend zu unterhalten.“

So wurde ich das Auskunfts-bureau darstellen und die Menschen empfangen. Ich gebe nur noch mal nach Hause, der Tante meine Abwesenheit zu erklären!“

Sie sich die Nachtwache nicht nehmen. Armer, junger Freund. Es wird vorausichtlich die letzte sein!“

Ernst Fibus beugte sich wie ein junger Baum im Sturm. Für ihn erlosch ja mit diesen zwei Augen alles, und in ewigem Dunkel würde er trauervolle Tage leben.

„Und die Mutter?“ fragte er leise.

„Lassen Sie sie schlafen, helfen kann sie nichts!“

Dann ging der Arzt.

Der junge Offizier ging in das Krankenzimmer zurück. Er schickte den Wärter ins Nebenzimmer, er allein wollte diese letzten Stunden bei dem Vater sein.

Aber die Mutter, die ihn liebte, mehr als alles in der Welt, hatte ja schließlich doch das erste Recht.

So schickte er Luise zu ihr, ob sie kommen möge.

Dann saßen sie nebeneinander am Besuche. Sie hielt des Kranken gefühlvolle Rechte, indessen Ernst in stummem Brüten an der linken Seite Wache hielt.

Von Jelka war noch keine Nachricht gekommen. Draußen lag die schwere, gewitterschwüle Maiennacht.

Als und zu schoß ein fahler Strahl über den Himmel, Weiterleuchten! — Fern, weit in der Ferne, rollte, taum noch vernehmbar, der Donner. — Leis ging unten die schwere Haustür.

Sie horchten mit dem von der nervösen Spannung geschärften Gehör.

Schritte im Vorplatz, Luises Stimme, gebämpft, kaum vernehmbar. Dann wurde nebenan die Tür geöffnet.

Ernst Fibus stand auf.

Die Mutter lauschte.

Dann ein leiser Laut der Ueber-raschung.

Jelka war gekommen, mit ihr Anne und Frau von Hochwert. Sie waren nur mit bis ans Tor gekommen, dann, nachdem sie von Luise gehört, wie schlimm es stehe, fuhren sie ins Hotel.

Jelka war in ihrer Gesellschaft sicher bis hierher gelangt.

Wie dankbar Ernst Fibus den beiden für ihre zarte Sorge um seine Schwester war.

Nun wollte Jelka hören, wollte den Vater sehen, sprechen. Schluchzend und aufgeregter fiel sie der alten Luise in die Arme, die Generalin selber wurde durch der Tochter hallofes Weinen von neuem aufgeregt, bis Ernst sie beide aus der Krankenstube entfernte.

Aber die Mutter schlich doch wieder herein, während die alte Dienerin ihr Fräulein zu Bette brachte, das einzige, was jetzt für Jelka not tat.

Nun schlief sie schön den festen Schlaf der Jugend, denn sie ahnte ja nicht, wie nahe das Ende des geliebten Vaters, dessen Liebling sie immer gewesen war.

Frau von Osterwitz hatte die Hand des Kranken losgelassen und sich auf das kleine Sofa am Fenster gesetzt. Ernst Fibus allein saß am Bette.

Plötzlich schlug der General die Augen auf, sein angstvoll sühender Blick fiel auf den einzigen Sohn.

„Ernst Fibus“, flüsterte er mit rauher, halberstimmter Stimme.

Der beugte sich über ihn.

Die Mutter schlich leise herbei und nahm ihren Platz wieder ein.

„Lieber Vater, möchtest du trinten?“ fragte Ernst und reichte ihm den eisigkalten Becher.

Der Kranke winkte ab: „Nein!“

Dann sagte er mit Anstrengung: „Sind wir allein?“

„Da, die Mutter“, antwortete bestommen der junge Mann.

„Sie ist es — die arme kleine Manon“, sagte er, immer die Worte trüb und mit größter Anstrengung hervorbringend — während sie seine Hand an die Lippen presste.

„Sohn“, sagte er dann, „du — du mußt entfagen — Mutter und Schwester, sie haben nur noch dich — einen Jungen — um der Mutter willen!“

Inner mühsamer stieß er die Worte heraus.

Dann verfluchte er sich aufzurichten und stakete mit der freien Hand nach der des Sohnes.

Der letzte — Osterwitz — nicht auf der Bühne — nie, nie — schwöte — Kind — nie!

Schwer und zusammenhanglos klangen die Worte. Der Sohn aber wachte, was sie bedeuteten.

Die kalten Finger des Sterbenden klammerten sich an seinen Arm, die brechenden Augen suchten angstvoll die seinen.

Durste er diesen Schwur, den der Vater ihm abverlangt in seiner Todesstunde, durfte er ihn leisten und sich sein ganzes zukünftiges Leben damit vernichten?

Ein unerhörtes Opfer verlangte dieser Sterbende, ein Opfer, das niemand etwas hätte und nur gegeben werden sollte, um der Tradition gerecht zu werden.

Er blieb stumm, während der klammernde Griff der immer älter werdenden Finger immer angestruellter frage und drängte.

„Manon!“ jammerte es von den Lippen des Generals.

Sie warf sich weinend über ihn.

„Mutter!“ jammerte es von den Lippen des Generals.

Sie warf sich weinend über ihn.

„Mutter!“ jammerte es von den Lippen des Generals.

Sie warf sich weinend über ihn.

„Mutter!“ jammerte es von den Lippen des Generals.

Sie warf sich weinend über ihn.

„Mutter!“ jammerte es von den Lippen des Generals.

Sie warf sich weinend über ihn.

„Mutter!“ jammerte es von den Lippen des Generals.

Sie warf sich weinend über ihn.

„Mutter!“ jammerte es von den Lippen des Generals.

Sie warf sich weinend über ihn.

„Mutter!“ jammerte es von den Lippen des Generals.

Sie warf sich weinend über ihn.

„Mutter!“ jammerte es von den Lippen des Generals.

Sie warf sich weinend über ihn.

„Mutter!“ jammerte es von den Lippen des Generals.

Sie warf sich weinend über ihn.

„Mutter!“ jammerte es von den Lippen des Generals.

Sie warf sich weinend über ihn.